

# Ferdinand und die Honorare

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 19

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-501402>

## **Nutzungsbedingungen**

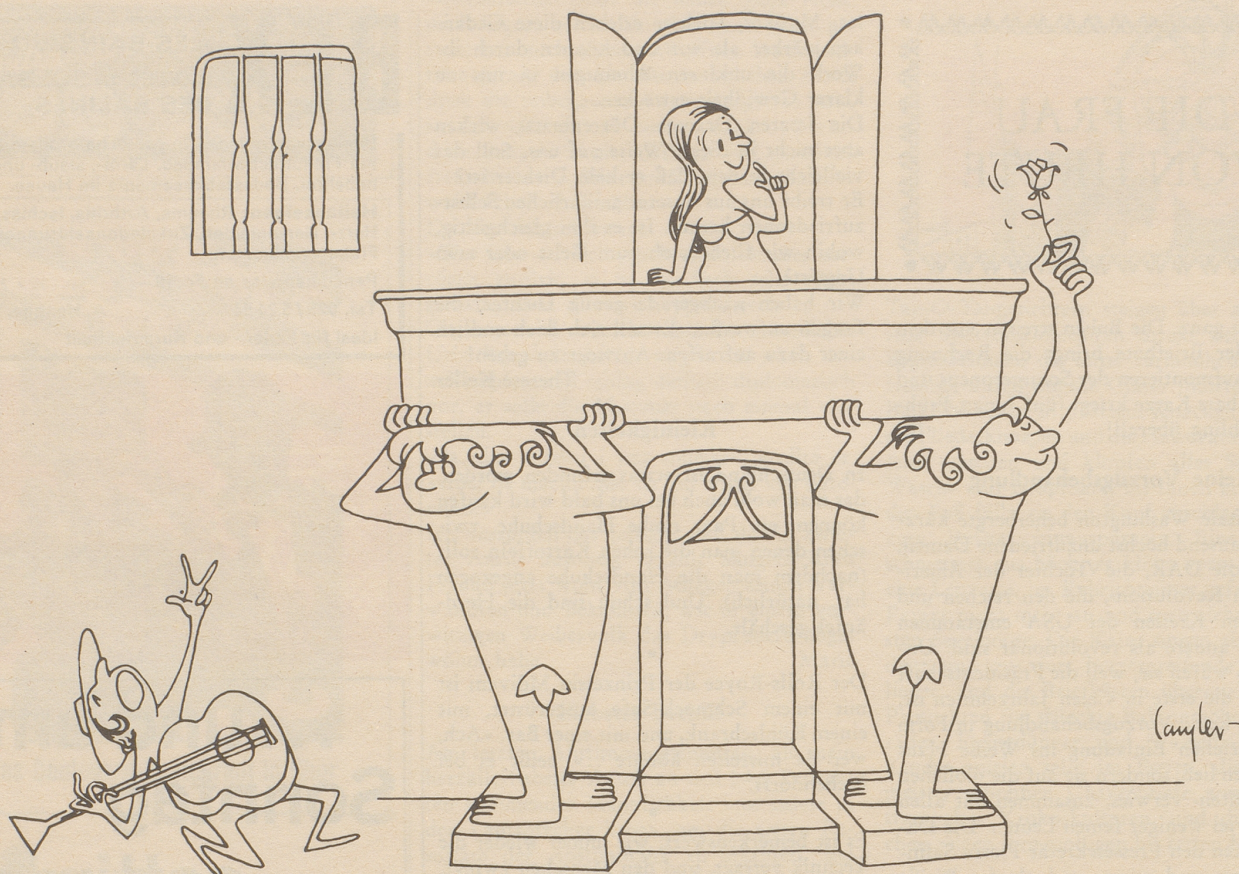
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Ferdinand und die Honorare

«Sie schütteln so Sachen ja nur so aus dem Ärmel!» lächelt man. Ferdinand lächelt sauersüß zurück, denn er weiß, daß dieser weitbekannte Grundsatz nicht ungern auch als Basis für Honorarberechnungen benutzt wird. Aber bitte! Schütteln Sie einmal! Kommt etwas aus dem Ärmel?

Schwerlich – bei ihm jedenfalls nicht, er kann das Experiment wiederholen, so oft er will. Vielleicht liegt's am Schneider, der falsche Ärmel eingesetzt hat. Auch das andere Rezept: «Aus den Fingern saugen!» ergibt keine sichern Früchte, man kann saugen, soviel man will. Es gibt nichts anderes als sich hinsetzen, Papier und Stift zur Hand nehmen, oder die Schreibmaschine mit bittenden Augen zu betrachten. Vielleicht kommt eine Idee? Ein Satzgefüge taucht aus dem Nichts auf, die alte Maschine gerät werweiß sogar in einen bescheidenen Handgalopp und schließlich liegt etwas da, das früher reines, weißes Papier war und das

nun mit schlechtem Gewissen als Manuskript bezeichnet werden darf. Wird es gedruckt, so erwartet Ferdinand jeweils «der Mühe Preis», das beliebte sogenannte Honorar, im guten Glauben, er hätte ein gewisses Anrecht darauf.

Ueber dieses Kapitel seien einige Erfahrungen verraten.

Seit Jahren liefert Ferdinand zweidreimal jährlich einer Zentrale je einen Kurzartikel, und seit ebensovielen Jahren erhält er dafür dasselbe Honorar. Auf Weihnachten nun begleitet er die Manuskriptsendung mit ein paar höflichen Zeilen:

«Sehr geehrter Herr Dr.! Letztthin träumte mir, ich hätte Sie im «Café Odeon» getroffen. Im Gespräch sei die Frage auf den Index geraten und ich hätte Sie gefragt, ob zwischen dem steigenden Index und der Honorar-Berechnung irgendwelche Zusammenhänge beständen. Nun ist mir leider Ihre Antwort entfallen – vielleicht erinnern Sie sich daran, denn Sie waren ja da-

bei ...» – Und siehe da! das Honorar kam mit einer merklichen Erhöhung. Seither glaubt Ferdinand an das Aegyptische Traumbuch! –

Nachdem Ferdinand ein halbes Jahr umsonst auf den Geldbriefträger gewartet hatte, erkundigte er sich höflich nach dem Stand der Dinge, einen Monat später aufs neue und so zum dritten und vierten Mal, ohne daß der Verlag einen Ton von sich gab, d. h. keinen klingenden Ton, sondern was kam, waren klagende Sätze über Fremdarbeiter, Fünftage-Woche, Personalmangel, Papierpreise, Hochkonjunktur, usw. Schließlich zog Ferdinand etwas ernsthaftere Saiten auf und erinnerte an die Institution der Betreibung. Worauf folgendes Schreiben einging:

«Nachdem wir schon vor längerer Zeit und wiederholtenmaßen Ihre Honorarforderung als zurecht bestehend anerkannt haben, müssen wir zu unserm lebhaften Befremden konstatieren, daß Sie uns immer wieder mit Ihren Reklamationszuschriften bombardierten. Wir hoffen gerne, daß Sie unsere Zahlungsbereitschaft im kommenden Jahre besser zu würdigen wissen, andernfalls ....»

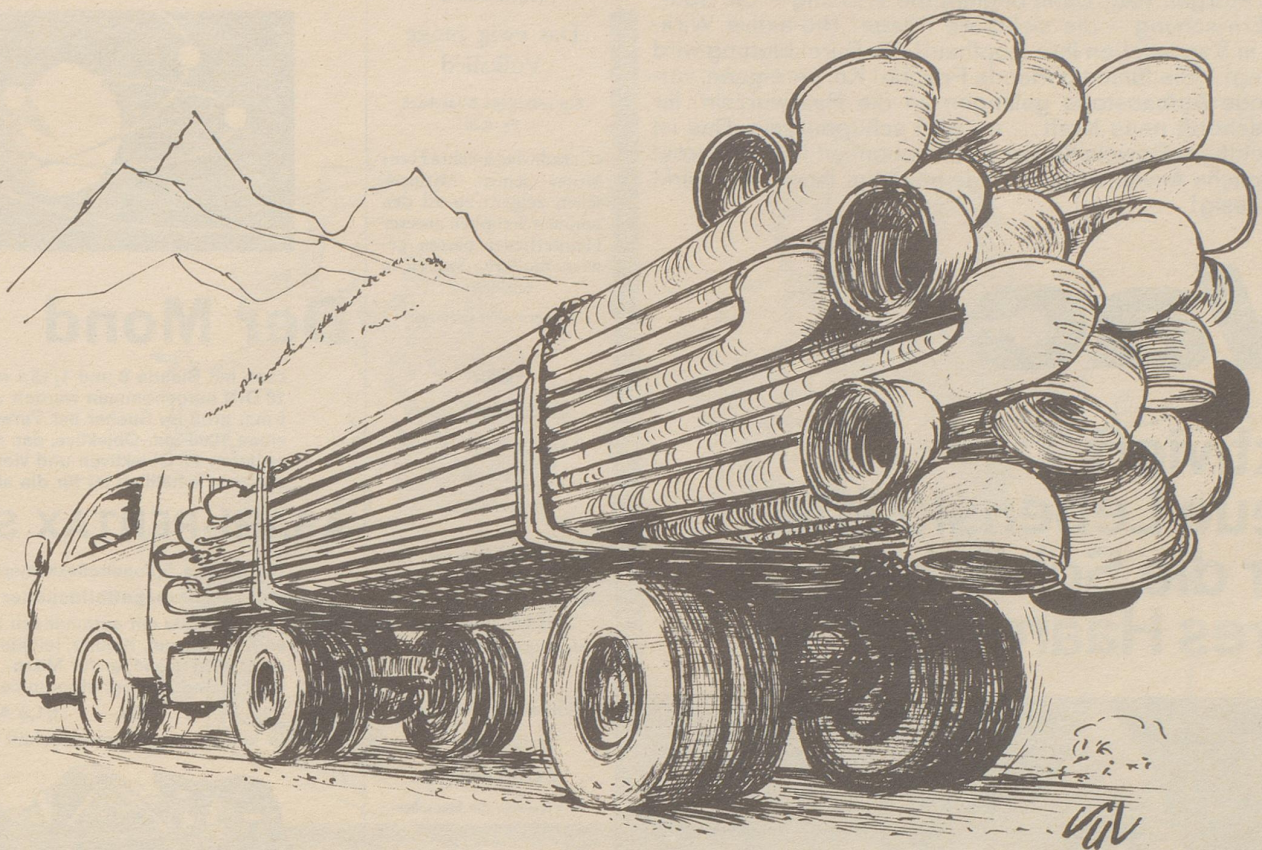
Den kürzesten Brief seiner schriftstellerischen Tätigkeit schrieb Ferdinand einem Verlag, der prinzipiell kein Musikgehör für Honorare zu haben schien und sich seit langen Monaten in Schweigen hüllte. Der Brief, am 30. Dezember geschrieben, lautete so:

«Sehr geehrter Herr! Nun? Und? Hochachtend grüßend! Fd.»

Die Kürze wirkte Wunder. Drei Tage später unterschrieb er die Quittung.

\*

Merkwürdigerweise scheint es Leute zu geben, die die Ueberreichung eines Honorars als peinliche Handlung betrachten. Ferdinand ward gelegentlich schon zu Vortragsabenden eingeladen, sprach zwei Stunden lang, was erwartet wurde, wischte sich schließlich um zehn Uhr nachts den Schweiß von der Stirn und sah das Publikum verschwinden. Dann kommt der penible Moment. Ein Vorstandsmitglied taucht auf und hüstelt. Es ist der Kassier des Vereins. Das Honorar ist zum voraus abgemacht, aber er fragt doch des weiten und breiten nach dem Betrag und meint schließlich: «Hm – ja, ich werde Ihnen – ich schreibe Ihnen – Ich



### Zum Trachtenfest

sende Ihnen dann den Betrag per Post!» Oder: «Ich nehme an, es wird Ihnen lieber sein, wenn ich Ihnen das Honorar per Mandat schicke?» Oder er steckt ihm stillschweigend eine Note so von hinten über die Schulter in die vordere obere Rocktasche und winkt sofort ab, wenn Ferdinand ein Dankeswort murmeln will. Oder aber der Kassier kommt mit einem Halbdutzend vorständlicher Mitglieder auf den Referenten zugesprungen, zückt ohne jegliche Diskretion die Brieftasche und verkündet laut und deutlich: «So Herr Ferdinand, nun kommt die Hauptsache! Hier ist das Geld und hier unterschreiben Sie bitte!» Es knittert die Note, es klingelt der Taler. Und jeder denkt: «In zwei Stunden soviel verdient! Macht pro Tag 12 mal soviel, per Jahr 365 mal soviel! Der Kerl wird ja Millionär!»

\*

Einmal war Ferdinand verliebt. Das kann passieren, und ein Gelehrter hat diesen Zustand als die angenehmste Form einer Geisteskrankheit bezeichnet. Sie war Sekretärin in irgendeinem Büro, was ihn wenig interessierte; er sah die Holde täglich auf der selben Tram-

insel, worauf man mit dem Tram stillere Quartiere aufsuchte. Ueber die Einkommensverhältnisse eines angehenden Schriftstellers schien sie die seltsamsten, beinahe fürstliche Vorstellungen zu haben.

Um sie nicht zu enttäuschen, begann Ferdinand einem Verlag das ausstehende Buchhonorar von 1000 Franken in gebührende Erinnerung zu rufen. Zweimal, dann mehrfach. Sofort! Sofort! schrieb der Verlag zurück.

Dann kam ein Brief der Teuren: «... und habe ich die Stelle gewechselt in den Dir bekannten Humoriaverlag, wo ich auch in Deine Korrespondenz mit dem Verlag Einsicht nehmen konnte, resp. in Deine Einkommensverhältnisse. Sie werden es mir deshalb nicht übelnehmen dürfen, wenn ich mich leider gezwungen sehe, usw.» Als NB. war beigefügt: «Und will Ihnen noch mitteilen, daß ich mich gestern Sonntag mit Herrn Dr. M. Schnurzenbächler verlobt habe.» – Ferdinand kaufte sich einen Revolver, ging wie der Freischütz in den Wald, schoß drei Kugeln in einen Buchenbaum mit eingekratzten Buchstaben, ging heim und war geheilt.

Ein Vierteljahr hernach erhielt er aus dem Konkurs des Humoriaverlages einen Verlustschein und Fr. 32.55 bar.

\*

Ein Verlag schuldete ihm 300 Franken. Es wird telefoniert, der Chef ist im Ausland, man wartet, er ist an einer Konferenz, man wartet, er ist momentan unabhkömmlich, man wartet, er hat die Grippe usw. Das Telefonfräulein ist offenbar genau instruiert, wenn dieser unverbesserliche Mensch wieder am Apparat hängt.

So fuhr denn Ferdinand eines schönen Tages mit seinem braunen Lederköfferchen in die bewußte Stadt, begann in der bewußten Buchhandlung Bücher auszulesen, erst zur Genugtuung des Ladenfräuleins, dann zu ihrer steigenden Beunruhigung und schließlich zum hellen Entsetzen, denn der Mann, der nun das Köfferchen vollgestopft hatte, sagte lediglich: «Macht total 300 Franken.» Es rief den Chef. Diesmal war er nicht abwesend. Ferdinand rechnete ihm vor, daß er bei der Berechnung des Verkaufspreises noch ein hübsches Geschäft mache. Dann ging er mit dem Köfferchen zum Laden hinaus. Fertig.

Ein dramatisch beflissener Männerchor hatte Ferdinand (weitbekanntes und ausgezeichnetes, wie er sagte) Lustspiel «Rosa und der schwarze Hund» an drei Abenden samt einer ausverkauften Kinder-vorstellung aufgeführt, der Autor hatte Wind von der Sache bekommen und ersuchte den singenden Verein um Bezahlung der Aufführungsgebühr für das schwarz gespielte Wunderstück. Daraufhin kam ein mehr als entrüstetes Schreiben: «... und sind wir tatsächlich mehr als nur befremdet von einem derartig schoflen Vorgehen gegen uns, nachdem wir in den letzten vier Jahren immer Stücke von Ihnen aufgeführt haben, ohne jemals mit einer sog. «Aufführungsgebühr» behelligt zu werden, müssen wir Ihre heurige Forderung als eine unqualifizierbare Bauernfängerei und nichts anderes bezeichnen.» Das Betreibungsamt war gezwungen, die Sänger darüber aufzuklären. «Geld stinkt nicht!» Oder haben Sie jemals in einem unserer Bankpaläste einen diesbezüglichen üblen Geruch verspürt?

Kaspar Freuler